

von KLAUS HILLENBRAND

Karneval, Kölsch und Klüngel – bei dem Dreigestirn vom Rhein beherrscht der letztere Begriff in diesem Jahr die Debatte mehr, als vielen Kölnern lieb ist. Denn Klüngel ist nicht länger ein Teil kölscher Folklore, also eine eigenartige, aber doch liebenswerte Eigenschaft, bei der der eine dem anderen freundlich behilflich ist, also quasi eine besondere Form sozialen Verhaltens.

Klüngel ist Korruption! Klüngel zwingt die traditionsreichen rheinischen Sozialdemokraten zur Zahlung von Hunderttausenden Euro Strafe, bringt verdiente Kommunalpolitiker, algediente Stadtbedienstete und ehrenwerte Vertreter kommunaler Spitzenverbände in bittere Erklärungsnot. Der Klüngel hat hoffungsvolle Karrieren zunichte gemacht, kinderreichen Familien Lohn und Brot genommen, die Festen der Stadt erschüttert. Nie wieder Klüngel!

editorial

Mer verstonn dat!

Jedes Jahr das gleiche Gemecker aus dem Rheinland, das die Berliner Zentralredaktion der taz erreicht: Immer guckt ihr nur auf den eigenen Bauchnabel, nicht nur wenn es um Homothemen geht. Aber vor allem dann. Berlin sei doch gar nicht die Lesben- und Schwulenmetropole der Republik. Vor allem Kölner stimmen diese Klage an, denn was sexuell verqueere Dinge anbetrifft, sei diese Metropole doch wirklich konkurrenzfähig. Und sie haben ja völlig Recht damit: Wer schon einmal einen Christopher Street Day rund um den Alter Markt, beschützt vom Dom und an den Straßen beklatscht von hunderttausenden von Menschen, mitgemacht hat, dem kommt der Berliner CSD wie eine etwas strenge Pflichtübung vor. Deshalb, zum Auftakt der Homofesttage in Köln, ein mono.mag zur Stadt, ihren Bewohnern, ihren Sitten – und Gebräuchen. Auch von solchen, die in den vergangenen Monaten (Stichwort: Korruption) sogar landesweit in Verruf geraten sind. Die Rede ist bei uns also von allen Unkeuschheiten, die sonstwo im Land auf Befremden stoßen – in Köln aber zum moralischen (womöglich gut katholisch grundierten?) Kanon zählen können. Unsere AutorInnen haben sämtlich eine besondere Beziehung zu Köln – sei es als Ort ihrer Heimat oder als Ziel, wenn es ihnen in Berlin allzu abgefuckt vorkommt. Köbes, noch en Kölsch!

Allet Stuss. Kölscher Klüngel lebt wie eh und je. Natürlich ist nicht er verantwortlich für bedauernswerte Rücktritte, haushohe Strafbefehle und unangenehme Haftaufenthalte – Auswüchse, die mit Klüngeln kaum mehr etwas gemein haben! Nä, nä, et is, wie et is. Äwer et hätt noch immer jot jejang.

Der Begriff Klüngel entstand etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts, was freilich nicht heißt, dass es vorher keine Klüngelei gegeben hätte. Es bedeutet, alles in allem, so viel wie Knäuel, Zwirnknäuel oder Fadenknäuel.

Über das, was Klüngeln eigentlich ist, gehen die Definitionen weit auseinander – nämlich zwischen denen, die daran teilhaben dürfen, und jenen, die schmählich ausgeschlossen bleiben. Letztere malen ein düsteres Bild der Korruption: „Eine Hand wäscht die andere zu Ungunsten eines Dritten“, hat der ehemalige Kölner Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes das System genannt. Doch der ist kein Kölner.

„Vorteilsnahme durch Cliques“, schreibt Erwin K. Scheuch erbarmungslos. Ein Soziologe. „So is dat bei uns, mer kennt sich, un mer hilf sich“, definierte da wesentlich lebensfroher der frühere Kölner Oberbürgermeister Konrad



Quirlige Metropole rund um den Dom: Köln FOTO: MANFRED LINKE/LAIF

Ein Lob des Klüngelns

Köln ist das lebenslustigste Dorf der Republik – und kann nur so überschaubar sein, weil es sich als Stadt ausgibt. Eine, die die urbane Tugend der freundschaftlichen Mit- und Absprache kultiviert hat wie keine sonst. Eine Plädoyer für Gerechtigkeit, Solidarität und Geborgenheit

Fortsetzung nächste Seite

Europas Mitte

Die älteste Großstadt Deutschlands war früher eines der wichtigsten Handelszentren nördlich der Alpen. Aber auch in der Jetztzeit ist Köln mit seinen knapp über eine Million Einwohnern ein Verkehrs- und Wirtschaftszentrum in Europa.

In einem Radius von dreihundert Kilometern werden über 40 Prozent des EU-Bruttoinlandsproduktes erwirtschaftet. Mit der Kaufkraft seiner Einwohner liegt Köln an vierter Stelle in Deutschland, Berlin schafft es nur auf den achten Platz.

In Köln haben sich die unterschiedlichsten Industrien und Wirtschaftsgebiete angesiedelt, von der Chemie- und Pharmaindustrie über die Automobilwirtschaft und den Maschinenbau bis zur Versicherungs- und der Finanzwirtschaft.

Die verkehrsgünstige Lage macht Köln zu einem Verkehrsknotenpunkt, sowohl was den Straßen- als auch den Eisenbahnverkehr betrifft. In vier Stunden schafft man es mit dem Expresszug „Thalys“ nach Paris. Der Rhein ist nach wie vor einer der verkehrsreichsten Ströme der Welt.

Köln besitzt den zweitgrößten Binnenhafen Deutschlands. Alles in allem: Diese Branchenstruktur hilft, auch Konjunkturlaute zu überstehen. Allerdings hat die momentan flaute Wirtschaftslage auch in Köln Spuren hinterlassen. So lag die Anteil der Arbeitslosen im April vergangenen Jahres bei fast zwölf Prozent.

Berühmt ist Köln wegen seiner Messen und Kirchen – aber auch wegen seiner Fernseh- und Hörfunksender und der Filmproduktionsfirmen. Der Westdeutsche Rundfunk prägt mit seinen Immobilien die Innenstadt.

Daneben gibt es noch RTL, Viva, Deutschlandfunk und Deutsche Welle sowie etwa sechstausend medien-nahe Unternehmen, Produzenten, Agenturen und Dienstleister für Musik, Film, Printmedien und Werbung.

Mehr als hunderttausend Menschen sind in der Medienbranche beschäftigt – Träger der modernen Mittelschichten, die auch in Köln ihr Geld ausgeben. Günstige Zukunftschancen im Bereich der Informationstechnologie prophezeit eine kürzlich erschienene Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung.

Köln ist die bedeutendste Kunst- und Messestadt Deutschlands. Wohlhabende Bürger haben seit dem Mittelalter mit ihren Stiftungen zu dieser Stellung beigetragen.

Der Kanonikus und Professor Ferdinand Franz Wallraff hinterließ Köln Anfang des 19. Jahrhunderts eine reiche Sammlung an Kunststücken, der Kaufmann Richartz stiftete die Mittel für einen Museumsneubau. So entstand das Wallraff-Richartz-Museum. Peter Ludwig und andere Kölner Sammler stifteten die moderne Kunst des Museums. 1976 wurde dann aus dieser Sammlung das separate Museum Ludwig.

Unglaublich, aber wahr: Kölner Museen sind unabhängig von kommunalen Zuwendungen; Stiftungen und Fördervereine sorgen für den Unterhalt. Über hundert Galerien, sieben Auktionshäuser und zahlreiche Antiquitätenhändler tragen zu Kölns Ruf bei, in einer Reihe mit den Kunstzentren New York, London und Paris zu stehen – Berlin bleibt auch in dieser Hinsicht einsteilen außen vor. AF

Fortsetzung

Adenauer die Klüngelei. Es geht also um das „Ausräumen von Schwierigkeiten im Vorfeld von Entscheidungen. Klüngel darf niemandem schaden, aber möglichst vielen nützen.“ Sprach der Exoberbürgermeister Norbert Burger. Moment: Das Burger-Zitat lassen wir besser weg: Der Mann soll beim Waschen illegaler Spenden gehalten haben. Bedauerlicher Einzelfall.

Also, wenn Sie künftig mit Klüngeln wollen, merken Sie sich Folgendes: Zum Klüngel (hier abgekürzt: K) gehören in jedem Fall mehrere Personen, die vorzugsweise kommunalpolitisch tätig sind. Die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Parteien ist, anders als etwa bei der Vetterwirtschaft, keinerlei Hinderungsgrund. Im Gegenteil: Möglichst jeder sollte vom K profitieren.

Denn K heißt integrieren: Die wichtigen Dezernentenposten werden in Köln traditionsgemäß zwischen den Parteien paritätisch aufgeteilt. Oder: Ein schöner Geschäftsführerposten für die CDU, ein gut dotierter Job als Hauptgeschäftsführer für die SPD. Sie glauben ja gar nicht, wie viele Eigenbetriebe so

zügig. Ihre Gefälligkeit wird erwidert werden, morgen oder in fünf Jahren.

So erreicht der Klüngel, dass alle, die daran beteiligt sind, einen schönen Vorteil davon haben. Außerdem erspart er völlig unnötige Streitereien, die kein gutes Bild von der Stadt und ihren Vertretern abgeben würden. Mer kenne uns, mer verstonn uns! Und alles zum Wohl von uns Kölle!

Zudem verdankt Köln dem Klüngel so manche Sehenswürdigkeit. Zugegeben, die neue Müllverbrennungsanlage in Niehl zählt nicht unbedingt dazu. Aber denken wir nur an die Mülheimer Brücke: Einer schnöden Bogenbrücke hatten die Preisrichter im Jahre 1926 den Vorzug gegeben, die ohne Klüngel dort heute zweifellos den Rhein verschanden hätte. Mit Klüngel und Konrad Adenauer wurde es dann aber doch die schöne Hängebrücke.

Der spätere Bundeskanzler ließ zunächst Gerüchte über gefährliche Bodenverhältnisse lancieren, dementierte anschließend, sie jemals in die Welt gesetzt zu haben (aber die Geschichte lief weiter herum) und überzeugte später die Kommunisten im Stadtrat mit seiner Begeisterung für die Brücke von Leaningrad – auch eine Hängebrücke.

Die regionale Wirtschaft schließlich profitiert nachhaltig vom Klüngeln. Ist es doch nur logisch, dass bei der Auftragsvergabe von Kinderschaukeln, U-Bahn-Schächten oder Müllverbrennungsanlagen diejenigen bevorzugt werden, die in Köln und Umgebung ansässig sind. Denn sie bieten nicht nur die schönsten, leider manchmal geringfügig teureren Baupläne an. Die örtlichen Unternehmer kennen auch den Dingen von den Stadtwerken und die Dingen von den Verkehrsbetrieben. Wer sich aber gut kennt, arbeitet besser zusammen. Zum Wohle der Stadt natürlich. Und sollte irgendwann mal ein Pöstchen in der Firma frei werden, ja dann ... Köbes, noch en Kölsch!

Lebensfreude und Geselligkeit sind notwendige Voraussetzung für eine gut geölte Klüngelwirtschaft. Deshalb ist es kein Wunder, dass dort gerade Köln, diese katholische Hochburg des Schunkelns und der Funkemariachen, auch zum Klüngelzentrum Deutschlands geworden ist, in welchem Abstand gefolgt von Bonn. Zudem verfügt die Stadt über ein enges soziales Beziehungsgeflecht: Köln hat zwar rund eine Million Einwohner. Das Le-

der Mann fiel nicht etwa die Karriereleiter hinab, sondern hinauf: Er avancierte zum Oberbürgermeisterkandidaten.

Dass Heugel später in einer spektakulären Aktion kurz vor der Kommunalwahl 1999 zurücktreten musste, hat er sich selbst zuzuschreiben. Einfach zu blöde geklüngelt! Missachtet die erste Regel: Do hammer all jet von! Anstatt mit seinem Insiderwissen über eine gewisse Aktiengesellschaft dem ganzen, wenigstens halben Klüngel zu mehr Wohlstand zu verhelfen, hatte er alleine zugegriffen und so fünfzehntausend Mark ergattert. Bei so vielen Neidern musste das herauskommen.

Ganz ähnlich scheint es sich, soweit es bisher bekannt ist, mit den Müllgeschäften zu verhalten, die erst jüngst fünfzig verdienten Klünglern zu intimen Kenntnissen regionaler Justizvollzugsanstalten verhalfen. Direkt beteiligt an dem guten Geschäft um zwanzig Millionen Mark Schmiergeld waren die Firmen Steinmüller (Anlagenbauer, wollte bauen), Trienekens (Müllunternehmer, wollte betreiben), Karl Wienand (SPD, undurchsichtiger Berater von Steinmüller und Trienekens), Ulrich Eisermann (Beamter SPD, wollte Geld) und Norbert Rütter (SPD-Fraktionschef, wollte angeblich Geld von Eisermann) sowie, vermutlich, eine Reihe weiterer Begünstigter und Mitwisser.

Die Sozialdemokraten profitierten offenbar davon, dass Rütter weitere „Dankeschönspenden“ an die Partei reichte und mittels vieler kleiner gefälschter Spendenquittungen legalisierte. Doch keine Spur von CDU, FDP, Grünen. Gut, Trienekens war Mandant des Anwalts Rolf Bietmann, zufällig dann Chef der CDU-Rathausfraktion und im Übrigen vollkommen unwissend. Und sonst? Fehlzeige! Wer so gierig ist, alles alleine einstecken zu wollen, braucht sich nicht zu beklagen, dass andere misstrauisch werden. So jeht dat äwver nit!

Im Übrigen: Bei dem Geschäft ging es um lächerliche 3 Prozent der gesamten Projektsomme! Ein Klacks. Und bezahlt und kassiert ist sowieso schon längst. Außerdem liegt das ganze Jahre zurück. Und deswegen regt sich die ganze Republik auf? Ist es nicht viel eher eine gewisse Kölnfeindlichkeit, die sich da ungebremst breit machen darf?

Dennoch: Diese infame Form des Primivklüngelns hat nicht nur das Klüngeln an sich völlig unberechtigtweise in üblen Verfall gebracht, nein, die ganze Stadt Köln und ihre unschuldigen Einwohner gelten plötzlich als korrupt und werden bundesweit an den Pranger gestellt. Wie soll man da noch Geschäfte machen? Solche Falschklüngler gehören nicht nur aus der SPD ausgeschlossen, was ja fast schon eine Belohnung ist. Da sollten wegen Klüngelverurteilung härteste Strafen her. Die Kölner Geschichte bietet ein sehr gutes Beispiel dafür.

Damals, Ende des Jahres 1512, hatten die Ratsherren bei der Verfolgung missliebiger Steinmetze nicht nur, indem sie diese aus dem Schoß des Stiftes St. Maria entführten, die Immunität der Kirche verletzt. Zudem wurde auf geheimen Sitzungen ausgeklüngelt, was nicht unbedingt zum Wohle der Stadt war. Eine Gegenregierung nebst blutigen Unruhen sorgte dafür, dass zehn Ratsherren, unter ihnen die Bürgermeister Johann Reidt und Johann Oldendorf, in den Tod befördert wurden. Man hat sie auf dem Heumarkt öffentlich enthauptet.

Die Vorwürfe waren auch zu arg: „Überbürdung der Bürger durch ungewöhnlich hohe Steuern und Accisen, Weigerung der Rechnungslegung von seiten der städtischen Verwaltung, Umtriebe bei der Wahl der Ratsherren, Bestechungen, Veruntreuungen des städtischen Gutes, gewaltsame Angriffe auf kölnische Bürger“ – so der Stadthistoriker Gottfried Eckertz 1876.

Eine neue Gesetzessammlung trat am 13. Dezember 1513 in Kraft. Verboten waren fürderhin unter anderem geheime Ratssitzungen und interne Vorgespräche. In Zukunft habe man „allezeit in offenbarem Rat einträchtig beieinanderzusitzen und ratszuschlagen“. Glücklicherweise ist der Transfixbrief aus dem Jahre 1513 schon längere Zeit nicht mehr in Gebrauch. Et kütt, wie et kütt.

KLAUUS HILLENBRAND, 1957 im Sauerland zur Welt gekommen, heute Chef vom Dienst der taz in Berlin, lernte Köln in seiner Jugend- und Studentenzeit kennen und lieben. Dort fiel er auch vom Protestantismus ab



Szene in Köln, die Konrad Adenauer wohl so begriffen hätte: „Man kennt sich, man hilft sich“ FOTO HERBY SACHS/VERSION

eine Millionenstadt ihr Eigen nennt. Aber: Vergessen Sie niemanden.

Und: Machen Sie das schriftlich aus, so wie Klaus Heugel (SPD) und Peter Winkler (FDP) das 1979 getan haben. Dessen vorbildlicher K sah die exakte Aufteilung gleich vierzehn hoher Posten bei Stadtverwaltung und städtischen Unternehmen zwischen SPD und FDP vor. Halten Sie sich in jedem Fall an den K. In letzterem Fall lief die Vereinbarung zwischen SPD und FDP auch noch weiter, als die Freidemokraten längst aus dem Stadtrat geflogen waren.

Sorgen Sie dafür, dass die Gehälter angemessen bleiben. Nachahmenswert ist da eine traute Viererrunde aus SPD und CDU, die in den achtziger Jahren ihren Leuten bei den Stadtwerken eine kleine Gehaltserhöhung von 25.000 Mark zubilligte.

Mit innerparteilichen Gegnern verfahren Sie ähnlich: Geben Sie Ihnen Posten, bis es kracht. Aber achten Sie darauf, dass Sie die Mehrheit behalten. Und begünstigen Sie Ihre wahren Freunde im Wahlkampf mit Zuschüssen aus der schwarzen Fraktionskasse. Das erhöht die Dankbarkeit. Jedoch: Nicht jeder muss die Einzelheiten kennen. Das bliev unger uns!

Vor allen Dingen darf eines nie außer Acht gelassen werden: Seien Sie groß-

Das Ergebnis: ein neuer Ratsbeschluss, ein neues Preisgericht und eine Hängebrücke, die zufälligerweise ein Kölner entworfen hatte und deren Kabel eine Kölner Firma herstellen durfte. Dass die Hängebrücke etwas teurer wurde als die ursprünglich favorisierte Bogenbrücke, interessiert heute keinen Menschen mehr. Die Brücke sieht gut aus. Zwar nicht so bekannt wie der Dom, aber doch sehr hübsch. En ganz jroßet Wahrzeichen!

Nachteile gibt es bei der Klüngelei eigentlich keine, abgesehen vom öffentlichen Haushalt, der möglicherweise ein ganz klein wenig mehr als unbedingt notwendig belastet wird – aber was ist das schon im Vergleich zu Ruhe und Wohlstand? Demokratisch ist der Klüngel sowieso, weil doch alle demokratisch gewählten Parteien daran teilhaben dürfen. Und außerdem erfährt es doch keiner. Ich weiß von ja nix!

Nicht zu unterschätzen sind schließlich die psychologischen Vorteile des Klüngelns. Da es dauernd neue Absprachen verlangt, wird ständig neue und alte Posten zu besetzen sind, werden so soziale Bindungen verstärkt, ja langjährige Freundschaften begründet. Absprachen stärken diese Sozialkontakte. Dabei von Abhängigkeiten zu sprechen, darauf kann nur ein Nichtkölnler kommen. Mer kenne uns, mer helfe uns.

ben spielt sich dennoch weitgehend fußläufig rund um den Dom ab. Wer nicht gerade in Godorf oder Porz-Wahn lebt – und wer will das schon? –, hat's nicht weit bis zum nächsten Klüngler. So kennt hier jeder eigentlich jeden.

Genau das ist eine weitere wichtige Voraussetzung: Parallel existierende Sozialsysteme würden die Klüngelei derart verkomplizieren, dass am Ende niemand mehr durchblickt, wer denn wem was wofür und wann wohlgetan hat. Berlin ist so ein Beispiel, wie es nicht funktioniert. Diese Ausgeburt protestantischer Enthaltsamkeit auf Sandboden kann zwar dank ausgeklügelter Vetterwirtschaft zwischen CDU und Banken stolz auf Milliardenlöcher im Haushalt verweisen. Mit Klüngeln hat dies indes nichts zu tun, war doch nicht einmal die SPD darin eingeweiht.

Und wenn beim Klüngeln, wie in seltenen Fällen, doch etwas bekannt wird, weil diese Zeitungsschreiber etwas aufgeschnappt haben? Richtig geklüngelt, passiert gar nichts, denn wer sollte schon Konsequenzen ziehen, wenn er, sie und alle anderen von diesem dankbaren Netzwerk nur profitieren? Die Klüngelei um den Bau des neuen Müngendorfer Stadions stand in allen Zeitungen – ohne größere Konsequenzen.

Der Klüngel von SPD-Ratsherr Klaus Heugel mit der FDP ward bekannt, doch

von PASCAL BEUCKER und ULRIKE ANHAMM

Gerne hätte er ihn dabei gehabt. Doch so sehr sich der grüne Kommunalpolitiker auch bemühte – selbst nach dem zehnten Kölsch wollte Claude-Oliver Rudolph nicht dabei sein. „Ich bin doch keine Schwuchtel“, beschied der James-Bond-Bösewicht auf die Anfrage, neben Claudia Roth & Co. auf einem der beiden von der Ökopartei gecharterten CSD-Wagen mitzufahren.

Was immer Rudolph auch sein mag: Kölner ist er jedenfalls nicht. Denn sonst hätte er die Einladung angenommen. Nicht weil sie von Grün kam, sondern weil in Köln manches anders und vieles andersrum ist.

Natürlich wird es auch dieses Jahr wieder ein CSD der Superlative: so schön wie nie und nirgends. Das muss so sein in Köln, der „schwulsten Stadt Deutschlands“ – und inzwischen auch fast der „lesbischsten“. Dort, wo die Rosa Funken am Rosenmontag Stiepfötche tanzen und jecke Lesben auf ihren Karnevalsitzungen schunkeln. Was hat schon Berlin – außer Wowerheit?

Eigentlich aber hat sich nichts geändert und ist immer noch wie vor sieben Jahren: minderjährige Gymnasiasten neben bierbäuchigen Mittfünfzigern, schicke Föhnwunder Seit an Seit mit Stiefelknechten. Immer noch kommen sie aus Recklinghausen, aus Bottrop oder Paderborn, aus Homburg, Hamburg oder von der Schwäbischen Alb – in letzter Zeit übrigens auch desillusioniert aus Berlin.

„Köln und das Schwule – ihr Traum“, schrieben einst zwei Diasporahomos, die von der Alster einen Trip zum CSD in die Metropole machten und glänzende Laune bekamen. „In diesem mittelalterlichen Rheinmetropöchen wagt man sich mit dem eigenen Lebensentwurf leichter an die Öffentlichkeit.“ Dabei ist es eigentlich so wie in dem Schlager von Stephan Runge, der immer noch jeden Abend in diversen Schuppen läuft: „Leben kann man überall, doch für uns – auf jeden Fall – ist Köln der geilste Arsch der Welt!“

Nur breiter ist er mittlerweile geworden. War noch vor einigen Jahren ein Stadtteil wie Ehrenfeld das von Schwulen und Lesben meistbegehrte Wohnviertel, ist es heutzutage fast egal, wo man oder frau wohnt. Es muss ja nicht unbedingt in Chorweiler oder neben den Fussbroichs sein. Inzwischen darf es sogar gerne auch die andere Rheinseite sein; Deutz hat sich zum heimlichen Wohnmekka der Schwulen und Lesben entwickelt – es ist zwar die „schäl Säck“, aber es können ja nicht alle auf der richtigen Rheineseite leben. Szene gibt es fast überall – nur karg dürfte sie nicht sein. Das Personal, in welchem Geschäft auch immer, ist sowieso vorwiegend homosexuell, selbst der schlichte Kiosk mit Bockwurst und Kaffee, zum Beispiel in der Rubensstraße, ist in lesbischer oder schwuler Hand.

So wehen denn mittlerweile auch nicht nur auf dem Alter Markt, im Homo-Bermudadreieck und nicht nur zur CSD-Zeit die Regenbogenfahnen. Ein Gang beispielsweise durch die Ehrenstraße, eine der wichtigsten Einkaufsmeilen Kölns, wird zu einem komplett homosexuellen Einkaufserlebnis. Sogar heterosexuell geführte Bäckereien buhlen mit Regenbogenaufklebern um die anders orientierte Kundschaft.

Denn inzwischen haben auch sie erkannt, dass ihnen die Homos gut tun: Die Kölner Homoszene ist solvent, geprägt von Berufstätigen und Yuppies, nicht von Studierenden und Ost-West-Geschädigten wie Berlin. Intellektuelle Diskurse sind am Rhein erlaubt, aber nicht Pflicht – und klingen, nebenbei, auf Kölsch viel weniger messerscharf.

Noch Mitte der Neunzigerjahre erregte es Aufsehen, dass die Grünen Volker Beck und Volker Bulla als ihr schwules Dreamteam für Bundestag und Stadtrat plakatierten. Diese Zeiten sind vorbei. Vor zwei Jahren kämpften im Oberbürgermeisterwahlkampf auch die Kandidatin und der Kandidat der beiden großen Parteien verblissen um die schwul-lesbische Klientel: Während Sozialdemokratin Anke Brunn mit einem Aufruf von Schwulen und Lesben zu punkten versuchte, schaltete der Unions-Anwärter Fritz Schramma eine Anzeige mit dem Slogan „Köln ist wieder schwarz rot, sondern bunt!“ im Homomagazin *Queer* und kündigte an, er werde Köln zur „Hauptstadt der Homosexuellen“ machen.



Schrill wie nirgends

Die Parade zum Kölner Christopher Street Day zeichnet sich durch allgemeine Liebe der Heteros zum Sommerkarneval der Homos aus: Selbst Oberbürgermeister Schramma (CDU) ist ganz bei der Sache

Als Oberbürgermeister half Schramma tatsächlich mit, den Europride, das europäische Homofestival, nach Köln zu holen. Kurzum, bei uns sind sogar Konservative irgendwie anders. Das war Schramma seinem Koalitionspartner ohnehin schuldig. Denn auch die FDP hat ein offenes schwules „Dreamduo“: Fraktionschef Ralph Sterck, der sich pünktlich zum Wahlkampf outete, und Ratsgeschäftsführer Ulrich Breite.

Wobei der Europride ohnehin gut ins Bild passt, das der Kölner an sich von sich hat: Weltoffen und liberal will er sein. Auf Kölsch heißt das: „Jeder Jeck is anders.“ Da gilt dann in der Frage der sexuellen Orientierung das Gleiche wie für Kölsch-Marken: Man hat Auswahl. Und das macht sich prächtig im Verhältnis zur verpönten Althochburg Düsseldorf, wo der dortige Oberbürgermeister – wie Schramma von der Union – noch unbekümmert seine Homophobie ausleben kann: „Wir müssen kein Highlight für rosa Internetseiten sein.“

In Köln hingegen wird die Homoszene einfach eingemeindet. Schließlich passen in der Subkultur gelernte Eigenschaften hervorragend zur kölschen Mentalität – zum Beispiel das Bilden von Seilschaften. Was andernorts mit Worten wie „Filz“ negativ klingt, ist in Köln mit dem Begriff „Klüngel“ verbunden – und keineswegs verpönt.

Eine exklusive Männerangelegenheit, dieses Klüngeln? Ach was. Auch die einheimischen Lesben wissen, dass es ohne nicht geht: Nach dem Motto „Lesbensäck in Lesbensäck“ gründeten sich 1994 die „Amigas“, das Netzwerk lesbischer Unternehmerinnen und Freiberuflerinnen. „Wir geben unser Geld gerne bei Lesben aus und sorgen dafür, dass immer mehr Lesben miteinander ins Geschäft kommen – als Auftraggeberinnen, Kundinnen und Fachfrauen.“

Rund vierzig „Amigas“ engagieren sich für lesbische Unternehmenskultur

in Köln, Bonn und Umgebung. Die Gründungsmitglieder Anni Hausladen und Gerda Laufenberg haben übrigens das Buch „Die Kunst des Klüngelns“ publiziert. Dass auch die Schwulen hier ihren eigenen Unternehmerverband haben – ist doch selbstverständlich.

FDP-Mann Breite ist übrigens nebenbei auch noch Vorsitzender des SC Janus e.V. Köln, des ersten Sportvereins für Schwule und Lesben in Europa. Benannt nach dem altrömischen Schutzgott des Hauses und unter dem Motto „Erfrischend anders seit 1980“, hat der Club heute über 750 aktive Mitglieder und gehört zu den hundert größten Sportvereinen in Köln. Gleichzeitig ist er die größte lesbisch-schwule Organisation der Rheinmetropole. Der SC Janus verfügt mittlerweile über rund zwanzig verschiedene Abteilungen – von den „Pink Poms“, den Cheerleadern, bis zu den Fußballerinnen der „Unity Pirates“, dem ersten und bislang einzigen offenen Lesbenteam im DFB.

Die Wahrheit ist doch: Wenn es um Schwules und Lesbisches geht, war Köln stets die Frontstadt. Ein Beispiel? In der Hochburg des rheinischen Katholizismus bildete sich der erste deutsche Lesben- und Schwulverein. Nach amerikanisch-britischem Vorbild gründeten einige Jungs die Gay Liberation Front (glf). Ihr erstes öffentliches Treffen fand Ende 1971 in den Räumen einer anderen örtlichen Minderheit statt: der Evangelischen Studentengemeinde.

Nach einem der glf-Aktivisten ist seit zwei Jahren in Köln ein Platz benannt: Jean-Claude Letist. Eigentlich war der gebürtige Belgier 1968 als 22-Jähriger nur an den Rhein gekommen, um seine Deutschkenntnisse zu verbessern. Dann blieb er irgendwie hier hängen und wurde zu einem der bemerkenswertesten Protagonisten der frühen Homobewegung. Seinen französischen Akzent verlor er indes nie. Nicht wenige der verdienten Kämpfer aus der letzten alten homophoben Zeit haben Letists

Stimme bis heute im Ohr: „Dann machen wir eine Agsion!“

Ob bei der Gründung des „Schulz“, heute eines der größten Lesben- und Schwulenzentren Europas, oder der Aidshilfe – Letist war dabei. Nebenbei war er auch noch aktives Mitglied vom „Club für Bartmänner, Bären und Jäger“ – man gönnt sich ja sonst nichts.

Auch als 1982 der erste schwule Buchladen Kölns aufmachte, durfte er nicht fehlen. Das „Lavendelschwert“ wurde nach einem 1966 erschienenen Buch des Kölner Journalisten und Schriftstellers Felix Rexhausen benannt, in dem er satirische Dokumente einer fiktiven schwulen Revolution im Adenauer-Deutschland zusammenstellte.

Die heterosexuellen Kölnerinnen und Kölner sind, das sei zu ihrer Ehre angenommen, schon ein wenig stolz auf „ihre“ Homos. Schließlich hat der CSD Dimensionen angenommen, die es mit gewöhnlichem Karneval aufnehmen können. Und so kann es vorkommen, dass gut vorbereitete Heteros mit Camcorder, Campingstuhl und Cola beim CSD weit vor den in der Regel schlecht vorbereiteten BesucherInnen von „auswärts“ die besten Plätze am Rande des Umzugs besetzen.

Mal ehrlich: Freuen sich Städte wie Berlin oder Bielefeld so richtig über den alljährlichen CSD? – Wir sehr! Und so lebt und arbeitet es sich prima in Köln. Selbst katholische Gemeinden bieten höchst provokante und reichlich homosexuelle Ausstellungen an; der Austausch zwischen denen vom einen und denen vom anderen Ufer funktioniert bestens. Und beichten kann man dann ja immer noch.

PASCAL BEUCKER, 35, ist taz-Korrespondent in Nordrhein-Westfalen und lebt in Köln. ULRIKE ANHAMM, 41, ist Herausgeberin des Lesbemagazins *lespress* und Verlegerin der *DHIVA*, der Zeitschrift des Netzwerks Frauen und Aids

Homosexuelles Leben in Köln: Sünde und Beichte in einem FOTO: JÖRG HEJKA/LA-LOCATION

Homoklüngel

Dirk Bach. Neben Hella von Sinnen einer der wenigen, die von Beginn an keinen Hehl aus ihrer sexuellen Orientierung machten. Stetiger Aufstieg vom Kabarettisten bis hin zum musikalischen Botschafter der „Sendung mit der Maus“ (WDR!).

Alfred Biolek. Besitzer des Alten Wartesaals und der Fernsehproduktionsfirma Pro GmbH („Boulevard Bio“, „Kaffeeklatsch“, „Blond am Freitag“). Die Pro GmbH versuchte, die schwule Sendung „anders TV“ ins öffentlich-rechtliche Netz zu heiven. Die Sendung erwies sich allerdings als Flop.

Wally Bockmayer. Der Gründer der Filmdose und Betreiber des Kaiserhofs lebt seit über dreißig Jahren in Köln. Kult: seine trashigen Inszenierungen auf der Bühne und in diversen Filmen wie zum Beispiel die „Geierwally“ – ehe Trash Mode wurde.

Bettina Böttinger. Journalistinnenkarriere par excellence – beim WDR. Durchbruch mit: „B.trifft“. Uncharmantestes, aber pfiffigstes Bilderlässer für sie in „Zimmer frei“: Frau Böttinger musste den Boden des Studios mit einem Scheuertuch wischen. Lösungswort: B.scheuert.

Ralf König. Zeichnet mit Vorliebe knollennasige Schwule und Heteros. Lesben und Frauen sind nicht so sein Ding. Zog nach den ersten Erfolgen nach Köln, dann Zwischenstation in Berlin, aber Rückkehr nach nur zwei Jahren. Warum wohl? – Weioh!

Sascha Korf. Ein Kind des legendären Kulturschocks im Schulz. Würde berühmt als Annette Küppersbusch. Unvergessen: „Aufrecht gehn“ von Mary Roos in Gebärdensprachenversion. Erfinder des lesbisch-schwulen Grand Prix. Arbeitet zurzeit als Regisseur und Schauspieler.

Ralf Morgenstern. Vom Kultmoderator der ersten CSD und der Rosa Sitzung (gemeinsam mit Hella von Sinnen) zum Fernsehstar, Neben „Kaffeeklatsch“ moderiert er im ZDF auch „Blond am Freitag“ – wo auch Hella von Sinnen des Öfteren zu Gast ist.

Hella von Sinnen. Lebte mit Dirk Bach in einer WG. Durchbruch mit der RTL-Tortenshow „Alles Nichts Oder?!“. Weniger erfolgreich mit „Weiber von Sinnen“. Dort geriet mit dabei: Kabarettistin Anka Zink (aus Bonn, ja).

Helmut Sohnle. Vorstand der Aids-Hilfe Köln, Mitarbeiter bei Bioleks „Pro GmbH“, Initiator der Rosa Sitzung, Mitbegründer des „Lebenshausen“, eines Hospizes für an Aids erkrankte Menschen in Köln. Mitbegründer hier: Efi Scho-Antwerpes, Gattin des ehemaligen Kölner Regierungspräsidenten.

Georg Uecker. Ist Carsten Flöter der „Lindenstraße“ und arbeitet für Bios „Pro GmbH“ als Produzent von „Kaffeeklatsch“. Ihm zur Seite: Claus Vinco, die „Käthe“ der „Lindenstraße“.

Jürgen Zeltinger. „Asi mit Niwoh“ mit dreieinhalb Zentnern Gewicht, rockt, schwitzt und trinkt wie eh und je.

Und wer fehlt jetzt noch? **Alice Schwarzer?** Das ist eine andere Geschichte ... PAB, UAN



Die Nähe unter schwulen Männern (und lesbischen Frauen): eine Übung, die gerade in der Domstadt leichter gelingt als anderswo FOTO: PETER BLOK/HOLLANDE HOOGTE

„Ich musste nie ein Held sein“

Interview JAN FEDDERSEN und JENS KÖNIG

taz: Können Schwule aggressiv sein? **Volker Beck:** Warum nicht? Ich jedenfalls kann es. In manchen Situationen muss ich vergessen, dass ich eine gutbürgerliche Erziehung genossen habe.

Wann ist das so?
In so mancher Verhandlungsrunde. Auch in Koalitionsrunden kann es schon mal sehr laut zugehen. Wenn man seine Position dann nicht in der gleichen Lautstärke verteidigt, ist man gleich psychologisch in der Defensive. Wer etwas durchsetzen will, muss sich auf die Kampfmethoden seiner politischen Kontrahenten einstellen können. Nicht immer hat man die Wahl der Waffen. Das musste ich erst lernen.

Leiden Sie darunter, dass man bei Ihnen als Politiker eine Aggressivität nur deshalb bemerkt, weil Sie schwul sind? Oder müssen Schwule aggressiver als andere sein?

Ich weiß nicht, ob Schwule aggressiver sein müssen. Ich glaube, dass für alle das Gleiche gilt: Wer in der Politik etwas werden will, braucht ein Mindestmaß an Durchsetzungskraft.

Aber wie kommt es dann, dass man ausgerechnet Ihnen, dem einzigen offenen schwulen Spitzenpolitiker bei den Grünen, vorwirft, Ihnen mangle an Aggressivität? Fritz Kuhn, Ihr Parteichef, hat sich diesen Vorwurf noch nie anhören müssen.

Es gibt schlimmere Vorwürfe als den, nicht ständig aggressiv zu sein. Einige Machtfragen wie etwa Personalentscheidungen fallen bei den Grünen mitunter immer noch in den Boys-Clubs der jeweiligen Parteiströmungen. Das sind halt Heterojungs, die miteinander rangeln. Frauen dürfen da nicht wirklich mitspielen und schwule Männer auch nicht. Das würde den ganzen Gruppenmechanismus solcher Männerbünde in Frage stellen.

Und was ist der andere Grund für Ihre vermeintliche Friedfertigkeit?

Volker Beck macht aus seinem Schwulsein keinen Hehl. Er findet diese Offenheit völlig normal – obwohl er noch vor fünfzehn Jahren im Bundestag dafür verunglimpft wurde. Der grüne Spitzenmann spricht im taz.mag-Interview über die „Lindenstraße“, über Homosexuelle in der Politik und den Spaß, der den Grünen verloren gegangen scheint

Ich habe immer darauf geachtet, mich solidarisch zum grünen Gesamtprojekt zu verhalten. Ich profilieren mich nicht auf Kosten der Mehrheit meiner Parteifreunde, ich greife auch öffentlich niemanden aus den eigenen Reihen scharf an. Mir ist das grüne Projekt wichtiger als die persönliche Konkurrenz.

Jetzt werden sich die grünen Heteromänner auf die Schenkel klopfen.

Ja, ja, mancher wird jetzt vielleicht sagen: Aha, da zeigen sich die weiblichen Anteile beim schwulen Beck. Ich glaube eher, mein Stil ist das Ergebnis politischer Lernprozesse innerhalb der Grünen. Es gibt schließlich viele Leute in meiner Fraktion, die ähnlich ticken.

Aber auch bei den Grünen ist die Politik männlich geprägt. In diesem Punkt unterscheidet sich Ihre Partei nicht von CDU oder FDP.

Immerhin: Über die Hälfte unserer Bundestagsfraktion sind Frauen. Wir haben aller männlich dominierten Strömungslogik zum Trotz einen strukturellen Vorteil gegenüber allen anderen Parteien: Die Grünen haben ein Statut, mit dem die starke Präsenz von Frauen erzwungen werden kann.

Jetzt im Wahlkampf entdeckt sogar so ein Politmacho wie Gerhard Schröder die weiche Seite in sich. Plötzlich lobt er die Homoehle landauf, landab als grün-roter Errungenschaft.

Das ist doch ein schöner Fortschritt! Ich kann mich noch gut an den Sommer 2000 erinnern. Da haben sie im Kanzleramt alle im Keller gegessen und ge-

wartet, ob ich da draußen mit „meinem“ Lebenspartnerschaftsgesetz baden gehe oder nicht. Alle hatten sie Angst vor einem Volksaufstand. Stattdessen sind die Umfragewerte für die Homoehle nach oben geschneilt. Dass der Kanzler das Gesetz mittlerweile als einen Erfolg seiner Koalition verkauft, tut dem Thema nur gut.

Dieser Gesinnungswandel ist doch aber das Eingeständnis, dass die Homoehle nicht unbedingt eine Herzensangelegenheit der Regierung war.

Für die Grünen war und ist es ein Herzensanliegen. Für Schröder nicht. Es ist aber auch nicht so, dass er mit Ressentiments gegen Lesben und Schwule beladen wäre. Er hat früher als Anwalt in Niedersachsen schwule Pfarrer gegen die Landeskirche vertreten.

Aber der Kanzler ist auch ein kühler Stratege.

Ja, er würde nie wegen der Homoehle ein paar Stimmen bei den Arbeitern im Ruhrgebiet riskieren. Aber die Grünen haben dieses Lebenspartnerschaftsgesetz so überzeugend vermittelt, dass es eine große gesellschaftliche Akzeptanz gewonnen hat. Und dann war auch Schröder dafür.

Sie machen schon fünfzehn Jahre Politik – öffentlich präsent als Mann, der seine Homosexualität nicht verheimlicht. Was hat sich in diesen Jahren geändert?

Damals war allein die Tatsache, dass ich schwul bin und offen dazu stand, ein Politikum. Auf meinem Anrufbeant-

worter meldete ich mich mit „Hier ist das Schwulenreferat der grünen Bundestagsfraktion“ – damals ein Skandal.

Die Bundestagsverwaltung hat deswegen Ihr Telefon abgeschaltet.

Ja. Und Abgeordnete von CDU und CSU meldeten sich stöhnend auf dem Anrufbeantworter. In den Achtzigerjahren haben wir uns darüber gestritten, ob die Worte „schwul“ und „lesbisch“ eines Parlaments würdig sind und in offiziellen Drucksachen vorkommen dürfen. Dieser Streit ist heute kulturell so etwas von überholt, dass man meint, das sei fünfzig oder hundert Jahre her.

Heute stöhnt kein Abgeordneter mehr ins Telefon?

Nein. Homosexuelle Lebensweisen sind selbstverständlicher Teil des politischen Alltags geworden. Natürlich haben dazu auch Fernsehsendungen wie die „Lindenstraße“ beigetragen.

Inwiefern?

Weil es dort den ersten homosexuellen Fernsehkuss vor 23 Uhr gab. Erst da hat sich Lieschen Müller das erste Mal mit dem Thema auseinandergesetzt. Dieser Kuss hat vielleicht mehr erreicht als so manche Homodemo zum CSD. Dieser Prozess hat überhaupt erst ermöglicht, dass die Gesellschaft nüchterner über bürgerrechtliche Anliegen von Homosexuellen reden kann.

Ist diese kulturelle Wende das Wesentliche der vergangenen Jahre?

In der Tat. Heute sagt ein großer Teil der Bevölkerung, dass Homosexualität genauso viel Anspruch auf Respekt hat

wie Heterosexualität. Ohne diese Einsicht wäre eine Debatte über die Gleichstellung der Partnerschaftsformen gar nicht möglich gewesen.

Und jetzt kann Klaus Wowereit öffentlich sagen, dass er schwul ist, und er wird trotzdem Regierender Bürgermeister von Berlin. Ist das der Höhepunkt dieser Entwicklung?

Nein. Am Tag, als Wowereit seiner Homosexualität den Ruch des Heimlichen nahm, musste ich zum Thema „Schwule in der Politik“ ein Interview nach dem anderen geben. Erst wenn das nicht mehr passiert, wenn ein Spitzenpolitiker oder eine Topmanagerin sagt, dass er schwul bzw. sie lesbisch ist, und ich deswegen keine Interviews mehr geben muss, dann ist Normalität eingetreten.

Diese Normalität gibt's noch nicht?

Die anfänglich riesige Aufregung um Wowereit zeigt doch, dass es nicht normal ist, wenn ein Spitzenpolitiker schwul ist. Die meisten leben ja nicht offen. Also, wenn ich mir den Bundesstadtschau ansehe, wie viele homosexuelle Kollegen es da gibt, von denen es die wenigsten sagen...

Haben Sie Verständnis dafür?

Eigentlich nicht. Ich musste nie ein Held sein, um mein Schwulsein nicht zu verstecken. Heute gilt das erst recht.

Aber Sie werden immer noch wie ein bunter Vogel zum Stand der Homosexualität in der Politik befragt. In der Tat, wie in diesem Interview...

Da ergeht es Ihnen wie den Rollstuhlfahrern oder den Ostdeutschen. Alles eine Frage der Minderheit. Ich hoffe, ich trage dieses schwere Schicksal mit Würde.

Warum fällt es auch jungen Bundestagsabgeordneten heute noch schwer, zu ihrer Homosexualität zu stehen?

Einige haben schlichtweg Angst, dass der politische Gegner das gegen sie verwenden könnte. Das trifft besonders

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung

auf Abgeordnete zu, die ihren Wahlkreis in der Provinz haben. Andere glauben wohl, dass sie als schwule oder lesbische Politiker viel seriöser und akribischer sein müssen als alle anderen. Und das stimmt leider auch.

Ist der Bundestag also nach wie vor schwulen- und lesbenfeindlich? Oder haben die Abgeordneten selbst nur ein Problem mit ihrer Offenheit?

Der Bundestag ist genauso schwulen- und lesbenfeindlich oder homofreundlich wie andere Bereiche der Gesellschaft auch. Bei großen Versicherungsunternehmen wird man als Schwuler ja auch nicht Generaldirektor, sondern allenfalls Abteilungsleiter.

Sie haben es geschafft, aus der Homoecke herauszukommen. Mittlerweile erkennt man Sie als Fachpolitiker für Innen- und Rechtspolitik an. Dafür habe ich jahrelang gekämpft. Jetzt ist es eine große Genugtuung für mich. Wenn ich ins Innenministerium komme, sagt keiner mehr: Ah, da kommt der schwule Beck. Die erkennen meine Leistung als harter Verhandler für die Grünen an.

Dafür wird Ihnen von Teilen der Szene vorgeworfen, die Homofrage domestiziert zu haben im Sinne einer krassen Normalisierung, um nicht zu sagen, einer Heteroanpassung.

Niemand soll sich anmaßen, die selbst gewählten Lebensstile anderer Leute zu bewerten. Ich bin für Wahlfreiheit. Freiheit für Homosexuelle kann heißen, beim CSD in Frauenkleidern auf der Straße rumzuspazieren, kann aber genauso heißen, sich für ein Leben mit Bausparvertrag und Einbauküche zu entscheiden. Nicht wenige verbinden auch beide Welten.

Sie haben mit Ihrem hartnäckigen Verhandeln, etwa beim Zuwanderungsgesetz, dazu beigetragen, dass die Grünen in der Regierung ureigene Interessen durchgesetzt haben. Andererseits wird Ihrer Partei immer wieder vorgehalten, ihre Ideale zu verraten. Finden Sie diese Kritik gerecht?

Natürlich nicht. Ökosteuer, Atomanstieg, eingetragene Lebenspartnerschaft, Zuwanderung, erneuerbare Energien – die Grünen haben seit 1998 viel zuwege gebracht. Man muss aber auch immer berücksichtigen, dass wir eine 6,7-Prozent-Partei sind. Projekte, an denen wir zwanzig Jahre lang aus der Perspektive einer Oppositionspartei gearbeitet haben, können wir nicht in vier Jahren eins zu eins umsetzen.

Die Grünen haben womöglich unterschätzt, dass man für gesellschaftliche Reformen gerade in einem konservativen Volk wie dem deutschen sehr nachhaltig werben muss.

Da hat die Koalition in der Tat Fehler gemacht. Auf diese Weise wurde die Diskussion über das neue Staatsbürgerrecht anfänglich vergeistert – und Roland Koch der hessische Ministerpräsidentenposten ermöglicht. Da glauben einige in der Regierung, erst könne man das Gesetz machen und später bleibe noch Zeit zum Erklären.

Was lief denn beim Projekt zur Homoehe besser?

Dort haben wir Schritt für Schritt – vor und während des Verhandlungsprozesses – deutlich gemacht, wofür das Gesetz gut sein soll, welche Philosophie dahinter steckt, warum niemand davor Angst haben muss und wem es nützt. Fast alle Gesellschaften haben eine Tendenz ins Konservative. Deswegen muss man eine Reformpolitik gerade bei kontroversen Themen gut vorbereiten.

Vor lauter Reformen laufen die Grünen schon ganz zerknirscht durchs Leben. Hat die Partei nach der Regierungsbeteiligung den Spaß an der Politik verloren?

Wenn ich früh um fünf aus dem Innenministerium komme und grüne Interessen gegen Schily verteidigt habe, dann bin ich ganz fröhlich. Dann hat mir jede dieser vielen Verhandlungsstunden Spaß gemacht. Aber richtig ist auch, dass einige im grünen Umfeld glauben, schlechte Laune sei schon ein Ausweis intellektueller Redlichkeit. Dass es das Wichtigste sei, nicht über die eigenen Erfolge, sondern über die eigenen Niederlagen zu reden.

Diese negative Haltung zählt zum linken Traditionsbestand: Es gäbe kein richtiges Leben im falschen.

Das wirkt noch nach. Schon eigentlich angesichts der breiten gesellschaftlichen und individuellen Emanzipation, die die antiautoritäre Linke hierzulande bewirkt hat. Dennoch ist

manchmal eine gewisse Miesepetrigkeit nicht zu übersehen.

Gilt das immer noch?

Es hat sich eine Menge getan. In Köln, im größten Grünen-Kreisverband der Republik, stehen die jüngeren Mitglieder zu ihren Idealen, aber sie können mit dieser selbstqualerischen Haltung – dass man alles kleinredet, was man eigentlich als Erfolg verbuchen könnte – nichts mehr anfangen. Die wollen jetzt Wahlkampf machen, ein gutes Ergebnis einfahren und angefangene Projekte fortsetzen. Für sie ist es nicht mehr höchst politischer Daseinszweck, intellektuell unschuldig zu bleiben und keinen neuen Gedanken reinzulassen.

Das wäre ein Bruch mit der linken Gepflogenheit, Reformen stets als unzureichend zu erleben. Aber Linke wird es ja in der neuen Bundestagsfraktion nicht mehr viele geben.

Ich bin auch einer. Und es gibt Politikerinnen wie Irmgard Schewe-Gerick, eine linke Feministin, in der Fraktion oder Claudia Roth und Kerstin Müller, hoffentlich auch wieder Christian Ströbele, aber die Gruppe der unbedingten Pazifisten wird gewiss kleiner.

Die Realos haben die Fundis komplett verdrängt.

Die Pazifismusdebatte möchte ich ungern als Realo-Fundi-Diskurs führen. Ich habe im Bundestag für den Afghankrieg gestimmt – nicht etwa aus Koalitionsrationalen, sondern weil diese Form des Kampfes gegen den Terror für mich eine Handlungsoption war. Mit Terrororganisationen wie al-Qaida kann man nicht verhandeln. Wenn man deren Struktur nicht zerschlägt, dann machen die weiter.

Mit dieser Aussage wären Sie vor 22 Jahren beim Gründungsparitätstag der Grünen rausgeflogen.

Die damalige Weltlage lässt sich doch nicht mit heute vergleichen. Damals gab es einen hochgerüsteten Ost-West-Konflikt. Beide Seiten achteten peinlich darauf, dass beim Gleichgewicht des Schreckens keine Seite falsch reagiert. Ein technischer Fehler oder Nenas „99 Luftballons“ hätten zu einem Weltkrieg führen können. Heute haben wir eine andere Situation, mit Bedrohungen aus terroristischen Gruppen, die nicht einzubinden sind, von keinem Imperium kontrolliert werden und kleine Länder als Ausgangsbasis nutzen.

Die Grünen als Verteidiger der Staatsraison. Das hat zur Folge, dass die Partei heute nur mühsam begriffet, warum sich ein Antiglobalisierungsbündnis wie Attac überhaupt gegründet hat. Wäre es nicht klug gewesen, diese neue politische Bewegung einzubinden?

Auseinandersetzung und Zusammenarbeit ja. Einbinden im Sinne von Anbieten: nein.

Und was machen Sie jetzt – Attac belehren?

Um Gottes willen, das ausdrücklich nicht. Aber wir müssen im Wahlkampf für unsere Konzepte streiten, mit der Antiglobalisierungsbewegung stärker ins Gespräch kommen und sagen, dass die Grünen, wenn sie wieder regieren können, noch viel zu tun haben: Von der Tobin-Steuer bis zur Klimapolitik.

Jetzt reden Sie wie ein Sozialdemokrat Ende der Siebzigerjahre – einer, der fassungslos war angesichts all der grün-trunten Wählerfolge und glaub-

te: Na, da müssen wir wohl mit den jungen Leuten in den Dialog treten.

Jur sehen bei Attac vieles, was uns verbindet, aber auch manches, was uns unterscheidet. Es ist doch ganz normal, wenn solche Unterschiede auch in einer eigenen Organisation zum Ausdruck kommen. In dieser Situation haben wir zwei Möglichkeiten: Entweder wir sagen, das sind Irre, mit denen wollen wir nichts zu tun haben – wie die SPD damals gegenüber den Grünen. Oder wir sagen, die haben zum Teil Recht. Manches an Attac scheint mir etwas unterkomplex. Trotzdem: Das Anliegen ist wichtig.

Und die Grünen wollen dem Protest die Spitze nehmen?

Nein, wir wollen ihn so aufgreifen, dass dabei Konzepte herauskommen, wie soziale und ökologische Standards überall auf der Welt gesetzt werden, angefangen in unserem Land. Die Grünen haben die Aufgabe, ebendiesen Protest auch auf den entsprechenden Machtebenen zu Gehör zu bringen. Das ist ja immer das Problem linken Protests gewesen: dass er nie wusste, wie man Opposition in der realen Welt operationalisierbar macht. Diese Debatte dürfen wir Attac nicht ersparen.

Attac verkörpert genau jenes Protestgefühl, das die Grünen schon lange nicht mehr verströmen.

Wo liegt das Problem? Politische Parteien wirken an der Willensbildung des Volkes mit, aber sie ersetzen sie nicht. Die Grünen sind nicht dazu da, jedes Thema selbst zu erfinden, um daraus eine Kampagne zu machen.

Die Antiglobalisierungsbewegung wirft Ihrer Partei aber Versagen bei grün-grünen Themen vor, beispielsweise in der Entwicklungspolitik.

Ich freue mich sehr, dass endlich wieder gesellschaftlicher Druck aufkommt. Die Spaßgesellschaft hat sich in den vergangenen Jahren immer weniger um die Probleme der armen Länder geschert. Das war nicht hip. Eine solche Stimmung bleibt nicht ohne Auswirkungen auf Entscheidungen in Bundestag und Kabinett. Entsprechend wenig konnte im Verteilungskampf der Ressorts auf Bundesebene für die Entwicklungshilfe rausgeholt werden. Es wird Zeit, dass sich das ändert.

Joschka Fischer hat noch im vorigen Jahr auf dem G-8-Gipfel in Genua den jungen Leuten gesagt: Ihr müsst doch nicht demonstrieren – wir vertreten doch eure Interessen.

Das empfand ich auch eher als eine raumschiffmäßige Äußerung.

Und es klang ebenso gönnerhaft wie Helmut Schmidt gegenüber den Grünen Ende der Siebzigerjahre.

Ein großer Unterschied: Wir kümmern uns in der Tat längst um die Folgen der Globalisierung. Wir fordern seit langem Schuldenerlass für die Dritte Welt, haben auch einiges erreicht, und nicht einmal die taz hat darüber ausführlich berichtet.

Die Grünen haben der Union zur Wahl Edmund Stoibers gratuliert – weil CDU und CSU damit den Grünen etwas von ihrem Selbsthass genommen haben?

Jedenfalls hat die Kandidatur Stoibers einiges zurechtgerückt.

Was?

Dass es gegenläufige Interessen in diesem Land gibt und nichts selbstverständlich ist. Manche unserer Kritiker tun ja so, als wären der Atomausstieg, die Homoehe, das Zuwanderungsrecht alles Selbstläufer gewesen. So ein Unsinn. Schon in der Koalition musste um jeden Zentimeter gekämpft werden. Und diese Erfolge muss man verteidigen. Bei vielen Themen fahren Stoiber und Co. einen Generalangriff gegen rot-grüne Projekte. Wir Grüne sind die Garanten, dass es kein Rollback gibt.

Dennoch glauben selbst viele Grüne nicht mehr an eine Fortsetzung der Koalition mit der SPD.

Abwarten. Es kann sich noch viel bewegen. Die FDP ist angeschlagen und schlingert auf der Möllewelle. Die Leute merken zudem langsam, wie unseriös Stoiber und sein Team argumentieren. Das ist doch alles nicht zu finanzieren – Steuersenkung und Mehrausgaben für Rüstung, Straßenbau und so weiter. Darüber hinaus will er vieles von dem zurückschrauben, was Rot-Grün nach sechzehn Kohl-Jahren erst aus dem Reformstau lösen musste.

Wenn Stoiber die Grünen als Regierungspartei nicht rettet – wer dann?

Nur wir selbst.



Volker Beck, populärster Grünenpolitiker in Köln FOTO: CHRISTIAN DITSCH/VERSION

Realpolitisch links

Geboren wurde Volker Beck am 12. Dezember 1960 in Stuttgart-Bad Cannstatt – er ist weder ledig noch verpartnert; mit seinem Freund Jacques lebt er aber in Köln zusammen. Becks politische Laufbahn begann Anfang der 80er-Jahre in der Friedensbewegung. Seit 1994 sitzt er für die Bündnisgrünen im Bundestag; seither ist er auch deren Rechtspolitischer Sprecher. Darüber hinaus koordiniert er den Arbeitskreis Innen, Recht, Frauen, Jugend und Petitionen – womit er zu den einflussreichsten Personen in seiner Fraktion zählt.

Zur Schwulenbewegung stieß er Mitte der Achtziger Jahre. 1987 wurde er zum Sprecher der Bundesarbeitsgemeinschaft Schwule. Die Wahl fiel auch deswegen auf diesen als akribisch geltenden Jungpolitiker, nachdem – von heterosexuellen Parlamentsgrünen – hinter vorgehaltener Hand Unmut gegen den aus Hessen in den Bundestag rotierten Herbert Rusche geäußert wurden.

Für eine Partei mit Machtanspruch sei nicht hinnehmbar, dass das Politikefeld Homosexualität von einem Mitglied prominent vertreten wird, der konzeptionell keine politischen (wohl aber lifestyleigen, im Sinne von „wärmer leben“), also keine legislativen Vorschläge macht.

Beck (und mit ihm sein Mitstreiter Günter Dworek, heute Sprecher für Homobelange bei den Bündnisgrünen) war anfänglich ganz und gar gegen das Projekt Homoehe; wie es der Zeitgeist nahe legte, argumentierte er, dass die Ehe (die verpönte) Bürgerlichkeit festige – und deshalb von den Grünen abzulehnen sei.

Der (politisch profilierte) Sinneswandel stellte sich erst Anfang der Neunzigerjahre – und mit dem Kontakt zum Homoflügel der DDR-Bürgerrechtsbewegung ein: Dessen mit dem Mauerfall gegründeten Schwulenverband Deutschland (SVD, heute LSVD) trat Beck bei – und wurde alsbald auch der Chef des sich selbst als Lobby- und Bürgerrechtsgruppe verstehenden Vereins. DDR-geprägte Homosexuelle hatten keinen Sinn für die auf Identitätspolitik (und nicht auf Erringung gleicher Rechte) getrimmten Teile der BRD-Homobewegung.

Seit 1990 kandidiert der nach Köln eingewanderte Beck im innerstädtischen Bundestagswahlkreis von Köln. 1994 erzielte er das beste Erststimmenergebnis für seine Partei in Nordrhein-Westfalen, 1998 das beste Zweitstimmenergebnis (16 Prozent) in diesem größten Bundesland.

Den Unterschied zwischen Köln und Berlin sieht Beck so: „Vor allem atmosphärisch. Köln ist entspannter und lustiger, Berlin hat das bessere kulturelle Umfeld.“ Und: „In Köln feiern selbst politische Gegner zusammen – das scheint mir in der Hauptstadt undenkbar.“

Beck, der während der rot-grünen Regierungszeit auch als politischer Anwalt in den Verhandlungen zur Entschädigung von Zwangsarbeitern aktiv war, hat den Bündnisgrünen mit der Durchsetzung der Eingetragenen Lebenspartnerschaft („Homoehe“) im Bundestag einen der größten Erfolge gesichert. Selbst Bundeskanzler Gerhard Schröder wusste dies mehrmals öffentlich zu würdigen, obwohl er den Parlamentskollegen wegen dessen Unannehmbarkeit in männerbündlerische Kommunikationen nicht sehr schätzte.

Das Verfassungsgerichtsurteil zur Homoehe wird am 17. Juli in Karlsruhe verkündet. JAF

Der Stadtchronist

Bekannt wurde Armistead Maupin mit seinen „Stadtgeschichten“, einer täglichen Kolumne im *San Francisco Chronicle*, an der er ab 1976 fünfzehn Jahre lang schrieb. Wegen des großen Erfolgs wurde die Serie auch in Romanform veröffentlicht. In Deutschland sind die Kolumnen in sechs Bänden erschienen: **Alle Stadtgeschichten**, Rowohlt, Reinbek 1999, 24,90 Euro).

Maupin kam 1944 in Washington, D. C., zur Welt. **Aufgewachsen ist er im konservativen Raleigh**, Bundesstaat North Carolina. Nach seinem Abschluss an der dortigen Universität war er als Navvoffizier zunächst im Mittelmeer stationiert, bevor er Ende der Sechzigerjahre nach Vietnam versetzt wurde.

Zu Beginn seiner journalistischen Laufbahn hatte Maupin für den **extremen Rechtsaußen** und späteren Senator Jesse Helms gearbeitet. Als Reporter der Associated Press ging Maupin 1971 nach San Francisco, schrieb unter anderem für die *New York Times* und die *Los Angeles Times*, dann lange Jahre für den *Chronicle*.

Neben den im Original unter dem Titel **Tales of the City** erschienenen Stadtgeschichten (ins Deutsche kongenial von Heinz Vrchoha übersetzt), von denen zwei Bände bereits als Mini-TV-Serie verfilmt sind, hat Maupin vier Romane geschrieben, unter anderem die 1992 veröffentlichte Biografie „**Maybe the Moon**“ (deutscher Titel: „Die Kleine“) über seine kleinwüchsige Freundin, die E. T.-Darstellerin **Tamara De Treaux** („Die Kleine“, Rowohlt TB, Reinbek 1996, 384 Seiten, 7,50 Euro).

Maupin hat sich früh im Kampf gegen **Aids** engagiert, gilt heute als sanfter Propagandist der schwulen Sache und als **unbeirrbarer Liberaler**, der sein San Francisco bevorzugt in rosaroten Tönen zeichnet. FKR

In den Dachkammern seiner Psyche ist kein Platz für Interviewer: Armistead Maupin, Chronist gemischtsexuell orientierten Lebens aus San Francisco FOTO: MAARTJE GEELS/HOLLANDE HOOGTE

Das versteckte Kind in ihm

von RAINER HÖRMANN

Gerade ein dünnes Kapitelchen gab der Erfolgsautor Armistead Maupin bei seiner Lesung in Berlin zum Besten. Genug aber, damit die Zuhörer ahnten, dass die Story von einem Schriftsteller handelt, der gern aus einer Mücke einen juwelengeschmückten Elefanten macht. Einem Autor, der gerade von seinem Freund Jess verlassen wurde und der immer noch Probleme mit seinem Vater hat. Dem das Buchmanuskript eines dreizehnjährigen aidskranken Jungen namens Pete zugespielt wurde. Der, fasziniert und ergriffen von dessen Schicksal, eine Telefonbeziehung mit ihm beginnt.

Das war's. An dieser Stelle legte Maupin seinen Roman beiseite und verkündete die Sensation. Der Plot mit dem Jungen basiere auf wahren Geschehnissen. Er, Maupin, habe tatsächlich so ein Manuskript erhalten, der Junge habe sich in Wahrheit Anthony Godby Johnson genannt. Allmählich seien Zweifel aufgekommen, ob der Junge wirklich existiere. Und nun, zum Zeitpunkt der Lesung, sei es fast sicher, dass sich eine erwachsene Frau für den aidskranken Anthony ausgegeben habe.

Eine unerhörte Neugier, der Plot einer modernen Novelle. Maupin hält das Publikum in Bann. Man will mehr über den Vorfall wissen, auch warum die Frau das tat. Die Lesung, nunmehr eine Fragestunde der Suche nach Wahrheit, geht ihrem Ende zu. Dem Star bleibt nur noch, lachend und ein wenig verlegen, anzumerken, es gebe aber noch andere Themen und Handlungen im Roman, die das Lesen und den Kauf rechtfertigen. Nur welche, will er nicht mehr sagen – und das Publikum nicht wissen.

Es war die seltsamste Erfahrung meines Lebens“, sagt Maupin im Interview vor der Lesung, als er dem unwissenden Journalisten ebenfalls die Wahrheit hinter der Fiktion diktiert. „Doch anders als die Romanfigur Gabriel Noone war ich eher fasziniert als erschrocken.“ Von Anfang an sei ihm klar gewesen, dass er über dieses „Geschenk“ eines „eigenen Hitchcock-Thrillers“ einen Roman schreiben müsse. Bekommen hatte er die Teilnahme an einem jahrelangen betrügerischen Spiel.

An dessen Ende erwies sich der angeblich aidskranke und missbrauchte Junge Anthony Godby Johnson, dessen

Armistead Maupin hat seinen neuen Roman, „Der nächtliche Lauscher“, mit einem realen Medienskandal kurzgeschlossen. Der Trick gelingt – so sehr, dass das eigentliche Thema des Buches fast verschwindet: die Sehnsucht nach (schwuler) Vaterschaft und nach Anerkennung durch den eigenen Vater

Buch „A Rock and a Hard Place“ große Medienaufmerksamkeit genossen hatte, als Täuschung. Eine erwachsene Frau hatte jahrelang mit verstellter Stimme „Tony“ gespielt und zahlreiche Prominente, darunter auch Maupin, hinter Licht geführt. Erst im November vorigen Jahres hatte sich ein Autor im *New Yorker* getraut, den Spuk zu entlarven. Zu diesem Zeitpunkt war Maupins „Der nächtliche Lauscher“ bereits zum Bestseller avanciert.

Dass vorgeblich „echte“ Personen und Biografien sich als Fiktion herausstellen, ist nicht neu. Die in Benjamin Wilkomirskis Roman „Bruchstücke“ als autobiografisch ausgegebene jüdische Kindheit im Konzentrationslager erwies sich als Fiktion, und vor einigen Jahren stellte sich eine Pulitzerpreiskrönte Reportage der *Washington Post* über ein heroïnabhängiges Kind als Schwindel heraus. Es scheint ein Bedürfnis nach „wahren Geschichten“ zu geben, eine Bereitschaft, Dinge zu glauben, ohne sie auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfen zu wollen oder zu können.

Theorie ist Maupins Sache nicht. Sein Roman konzentriert sich auf das individuelle Erleben des Protagonisten. Ein für Maupin typisches Verfahren, vielleicht eine seiner Schwächen. Aber eine, die ihm Popularität sichert. Geschickt montiert der Autor den mysteriösen Medienbetrug mit der Schilderung der Lebenswelt des Protagonisten Gabriel Noone: schwul, fünfzig, erfolgreicher Geschichtenerzähler im Radio, vom Liebhaber verlassen, nun in einer Schaffenskrise. Ein Problem vieler seiner Altersklasse wird individualisiert.

Im Interview fühlt sich Maupin geschmeichelt, wenn man auf die vor allem psychologische Vielschichtigkeit seines Romans anspielt. Versuche, wei-

tere Erläuterungen von ihm zu erhalten, weist er kategorisch zurück. Er fühlt sich wohler, wenn er Fragen zu seiner Person beantwortet oder über den Medienskandal reden kann.

Ist die Figur des imaginären Sohns Pete nicht mehr als eine Metapher? „Pete ist Anthony G. Johnson!“ Was Pete für andere noch sein könnte, das sagt Maupin, „steht nicht in meinem Buch.“ Und Noone ist natürlich, das gibt der Schriftsteller gerne zu, das Alter Ego von Maupin. Und Jess ist Terry Anderson, Maupins Expartner und Manager – Eins-zu-eins-Analogien, die von Maupins Unwillen zum, wie er es nennt, „theoretisierenden Buchgespräch“ ablenken.

Wer die Geschichte des vorgefallenen Medienbetrugs vergisst, dem schildert „Der nächtliche Lauscher“ die Verführung des alternden Schriftstellers Gabriel Noone durch Pete, eine als „Sohn“ bezeichnete Telefonstimme. Der Weg zu diesem „Sohn“ wird zur Suche eines allein gelassenen Schriftstellers nach Ersatz für eine verlorene Beziehung und eine verlorene Kreativität.

Die Beziehung zu Jess ist zerbrochen, weil dieser nicht an Aids gestorben ist. Jahrelang hatte man in Erwartung des Todes gelebt, nur das Hier und Jetzt zählte. Neue Aidsmedikamente sichern das Überleben. Plötzlich ist wieder Zukunft. Jess drängt es, die so lange als unmöglich verworfenen Lebensideen zu verwirklichen, entflieht der Enge der Partnerschaft, zieht aus dem gemeinsamen Haus aus.

Maupin greift hier eine beginnende Veränderung in der schwulen Community auf. Die (zumindest in der westlichen Welt) reale Chance, das HI-Virus dauerhaft in Schach zu halten, eröffnet tausenden von Schwulen neue Lebensperspektiven, die auf eine veränderte,

toleranter Haltung der Gesellschaft treffen. In seinen berühmten „Stadtgeschichten“ thematisierte Maupin als Erster die verheerende Aids-Epidemie, nun denkt er als einer der Ersten an eine Zeit danach. Er nennt den Roman darum auch „eine Variation“ bisheriger Aidsromane, die die Trauer um Verstorbene thematisieren. „Es ist doch wunderbar, wenn man sagen kann, mein Partner hat überlebt. Weder das Leben noch der Tod sind vorhersehbar.“

Das Überleben hat seinen Preis, auch im Roman. Das Bedürfnis, Nichtgelebtes nachzuholen, sprengt die schwule Beziehung. Nicht nur der HIV-positive Jess, auch sein nichtpositiver Partner Gabriel Noone muss sich verändern. Sein „Pflegerfall“ hatte ihm viele Jahre das Nachdenken über sich selbst erspart. Die neue Situation bedeutet für Noone zunächst einmal Einsamkeit und Depression.

Zum Morgen führt der Weg bekanntlich immer über das Gestern. So verwickelt sich Jess wenig originell als Motorradfahrer der Ledermann, und Noone arbeitet sich am schwelenden Konflikt mit seinem Vater ab. Noones Vater ist das, was der schwule Sohn nicht sein darf, nicht sein kann: Vater.

Als Pete in sein Leben tritt, ähnelt der auf fatale Weise dem Exlover. Pete hat das, was Jess hinter sich gelassen hat: die Aussicht auf einen baldigen Tod. Wo sich Jess den fürsorgenden und liebevollen Gefühlen seines Partners Gabriel entzogen hat, verspricht ein dreizehnjähriger Junge ein besseres Objekt väterlicher Kontrolle zu werden. Doch er entwickelt sich zu einem Spuk, der den Vater kontrolliert.

Die Vaterthematik drängt sich angesichts von Maupins Alter, 58 Jahre, geradezu auf. Er vermeint jedoch, wenn man ihn fragt, ob er sich einen Sohn wünsche. Wenn andere Schwule Kinder aufziehen wollen, ist das für ihn verständlich. „Es ist gut, dass es eine solche Option gibt.“ Also gibt es doch einen Bezug der Romanfigur Pete zu verdrängten Sehnsüchten der Homosexuellen? Keine Antwort. Auch der letzte Versuch scheitert an Maupins Koketterie, den eigenen Roman nicht erklären zu wollen.

Lesen lässt sich sein Roman, so oder so, als Versuch eines alternden Homosexuellen, die Tragfähigkeit von Vater-Sohn-Verhältnissen zu testen. Als Protokoll eines Mannes, der Liebe und Fürsorge geben möchte. Ein Bedürfnis, das Maupin gern eingesteht. „Ich liebe es, die Erfahrungen, die ich gemacht habe, an jüngere Schwule weiterzugeben, um ihnen das Leben einfacher zu machen. Wenn sie kommen, um sich an deiner Schulter über ihre Probleme auszuhelken, dann ist das ein Zeichen von Vertrauen, das ich genieße.“

Im Roman haben diese Bindungen jedoch keine Dauer. Pete erweist sich als Spuk, der sich in Luft auflöst, als der Protagonist ihm zu nahe kommt. Ein erfüllendes Vater-Sohn-Verhältnis oder was auch immer aus einer solchen Beziehung hätte erwachsen können ist – trotz der heimlichen Sehnsucht, die das Buch offenbart – nicht möglich.

So bleibt „nur“ die Literatur, der Roman. Damit fällt Maupin zurück in den Mythos einer gesellschaftlich unfruchtbaren Homosexualität. Wenngleich mit einer typisch „modernen“ Wendung: Schriftsteller müssen nicht mehr, wie noch Thomas Manns Figur des Aschenbach in der Novelle „Tod in Venedig“, sterben, nur weil sie sich einer geachteten Sehnsucht hingegeben haben.

Der Mann aus San Francisco sagt am Ende noch dies: „Gabriel Noone entdeckt das Wesen der Liebe, als er erkennt, dass er mit seinem Freund Jess auch nach der Trennung verbunden bleibt.“ Nur Maupins väterliches Wesen kann einem diese Ernüchterung so charmant verkaufen.

RAINER HÖRMANN, 37, hauptberuflich Redakteur eines Internetmagazins für Jugendliche, arbeitet zudem als Autor für verschiedene Printmagazine und lebt in Berlin

Armistead Maupin: „Der nächtliche Lauscher“. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2002, 352 Seiten, 19,90 Euro



von CORNELIA KURTH

Der Ring an seiner Hand fällt auf. Er ist breit, weil es ein Siegelring ist, und für einen Siegelring wieder ungewöhnlich zierlich, wohl weil sein Gegenstück einst für ein Kind bestimmt war. Tinus, der den Ring trägt, ist Goldschmied. Und Diplomtheologe. Und pädophil.

„Was hast du mit einem Pädophilen zu tun? Ihr diskutiert? Aber wie kannst du das – du hast doch selbst ein Kind!“

Ich war es, die Tinus gesucht hatte. Nicht ihn direkt, aber jemanden, der sich auskennt mit dem Thema Pädophilie und nicht sofort alle Henkerbeile schwingen würde. Ich wollte einen Freund von mir verstehen, der mir in seinen Briefen hemmungslos von zwölf- und vierzehnjährigen Jungs erzählte, die er übers Internet kennen lernte und von denen er so ausschweifend und bedenkenlos schwärmte, dass wir uns bald restlos zerstritten. „Ey, Mann, du kapiert nichts, nichts“, schrieb er zum Schluss, ein intellektuell anmutender fünfzigjähriger Mann.

Der hat sie doch nicht mehr alle! Wegen dem fängst du an, mit Pädophilen zu diskutieren? Etwa über Pädophilie?

Ja, was ist Pädophilie? Wie ist es möglich, dass ein Erwachsener, der selbst Kinder hat und zufällig noch ein Meister in Sachen Moralphilosophie ist, wie kann er fraglos der Meinung sein, er habe das Recht, einem dreizehnjährigen Jungen seine Liebe anzutragen?

Tinus, sechzig Jahre alt, schmal und unauffällig bis auf diesen Ring und seine großen, braunen Vogelaugen, er lebt in der Schweiz und ist dort Mitarbeiter im Beratungsteam der informativen Website www.arcados.ch, die sofort im Suchregister erscheint, wenn man das Stichwort „Pädophilie“ eingibt, Tinus sagt: „Auch Pädophile verlieben sich. Sie können sich gegen die Liebe nicht anders wehren als alle Menschen.“

Hör auf, Cornelia, ich will das gar nicht hören. Ich will auch nicht hören, wenn ein Vergewaltiger sagt, er kann eben nicht anders.

Monatelang haben wir E-Mails getauscht, dieser Tinus und ich, freundlich, sachlich, ehrlich und ungetrüb durch eine persönliche Beziehung, fast so, wie Philosoph Jürgen Habermas es für den herrschaftsfreien Diskurs fordert, in dem nichts anderes gelten soll als „der zwanglose Zwang des besseren Argumentes“. Natürlich hatte ich die besseren Argumente.

Ja, hattest du? Da bin ich aber froh! Ich dachte schon, ein Pädophiler könnte dich davon überzeugen, dass es gut wäre, wenn er deinem Kind mal ein bisschen was über Sex beibringt. Ich dachte schon, du wolltest mich jetzt darüber aufklären, dass Kinder in Wirklichkeit die sexuelle Nähe zu Erwachsenen suchen. Mit Pädophilen kann man nicht diskutieren. Schon indem du ihre Argumente ernst nimmst, gehst du zu weit!

Tinus schrieb, Pädophilie sei eine ähnlich unausweichliche Neigung wie Hetero- oder Homosexualität, nicht wegzudiskutieren, nicht wegzuthera-pieren. Er schrieb, den „echten“, den „strukturellen“ Pädophilen gehe es nicht um gentile Sexualität mit dem Kind. Das Kind sei kein Ersatzobjekt für einen Erwachsenen, an den man sich nicht rantraue, sondern erste und einzige Liebe. Den Pädophilen bleibe gar nichts anderes übrig, als nach einem Kind zu suchen, dem die Liebe eines Erwachsenen etwas zu geben habe. Und – es gebe diese Kinder.

Die Schwächsten der Schwachen. Solche, die sich nicht wehren können, weil sie so ungeliebt sind, dass sie selbst mit der perversen Liebe eines Pädophilen vorlieb nehmen. Die sich mit Geschenken locken lassen oder einfach sprachlos sind, wenn angelegliche Freundschaft plötzlich was ganz anderes will!

Das Schwierigste sei, schrieb er, die Gesellschaft begreife nicht, dass es auch Pädophilen um Liebe gehe. Nicht um Vergewaltigung und Nötigung, sondern um eine Liebesbeziehung.

Aber das läuft doch aufs Gleiche hinaus! Die Pädophilen brauchen Kinder. Aber kein Kind braucht einen Pädophilen!

Da bin ich mir nicht mehr sicher. Du spinnst! Ich bin mir nicht mehr sicher, dass es unbedingt und immer ein Verbrechen ist, wenn ein Pädophiler ein Kind liebt.

Weil ich etwas in der Schweiz zu erledigen hatte, schlug ich Tinus ein Tref-

fen vor. Er hatte nicht gewusst, dass ich Journalistin bin, ich nicht gedacht, dass er ja sagen würde, aber er tat es sofort. Wir fanden ein Café, in dem keine Neugierigen lauschen konnten.

„Es ist ein schwieriges Leben, das ich führe“, sagt er. „Und ich weiß: Daran wird sich nichts ändern. Daran kann sich nichts ändern.“ Es ist ein Leben, in dem viel und leidenschaftlich von Liebe die Rede ist. Und von Liebeskummer. Von Beziehungen zu jungen, in ihrer seelischen Entwicklung zurückgebliebenen Männern, in denen sich etwas von der ersehnten Beziehung zu einem Kind widerspiegeln konnte. Und von Sex, den er, der sich lange für ganz normal schwul hielt, in der Schwulenszene suchte, wo er seine Partner um Verständnis dafür bat, dass er nicht offen war für alle gängigen Praktiken.

Es gab nur eine ausgelebte Liebesbeziehung zu einem Kind in seinem Leben, da war er selbst schon über vierzig Jahre alt. Aber auf diese Beziehung stützte sein ganzes vorheriges Leben zu. „Wenn ich mit zwölf gewusst hätte, dass es Pädophilie gibt, dann hätte ich damals schon sagen können: Ich bin pädophil.“ Er redet nicht über verpasste Möglichkeiten. Er redet davon, dass er keine Wahl hatte. Der auffällige Ring an seiner Hand ist dafür ein Symbol. Er hat ihn selbst während seiner Goldschmiedlehre geschmiedet, ebenso wie einen Zwillingring, den er vor über vier Jahrzehnten einem Nachbarsjungen schenkte, zur Erinnerung an eine Zeit heftigster Liebessehnsucht, von deren Ausmaß der Junge keine Ahnung hatte.

Immer hatte er Kinder, Jungs, in seiner Nähe, und immer war er in einen dieser Jungs verliebt. Winzige Anzeichen, über deren Alltäglichkeit man lachen könnte, sind ihm Beweis dafür, dass auch diese Kinder ihn zärtlich liebten, zärtlich geliebt hätten. Dass die



Der Junge schien die Liebe zu ver-sprechen FOTO: UMBRUCH BILDARCHIV

Mein lieber Junge

Tinus sagt, er habe lange gebraucht, um endlich „zu sehen und zu sagen, wer ich eigentlich bin“. Nämlich ein Mann, der nur Nichterwachsene lieben kann. Eine Erkundungsreise in das ganz und gar Unmögliche – das trotzdem wenigstens Gehör finden will

Kinder ihn sehr mochten, ist kein Wunder. Denn diese Jungs kamen aus Familien, in denen sie wenig geliebt und meistens beiseite geschoben wurden. Sie genossen es, einen sanften großen Freund zu haben, der sie verwöhnte, ihnen zuhörte, ihnen bei Schwierigkeiten weiterhalf und sein Haus so zur Verfügung stellte, wie es sonst nur erwachsene Freunde untereinander tun.

Ich wusste, dass es darauf hinauslaufen würde: Die Pädophilen als uneigen-nützige Kinderfreunde, eine inoffizielle Schar von Sozialarbeitern, die von Gott geschaffen wurden, damit sich jemand um die verlorenen Kinder kümmert. Und dann holen sie sich heimlich einen runter. Oder auch nicht so heimlich. Denn erzähl mir nicht, dass sie irgend-wann nicht ihre Rechnung aufmachen!

Tinus war eine Art inoffizieller Sozialarbeiter. Die große Liebe, die sein Selbstbild veränderte und zu seinem Coming-out als Pädophiler führte, begann wie so viele andere Verliebtheiten vorher. Ein zehnjähriger, fast autistisch verschlossener Junge aus dem nahen Kinderheim fasste Vertrauen zu dem Goldschmied, und es ergab sich, dass der Junge, inzwischen Internatsschüler, in Tinus einen Vormund fand, nicht auf dem Papier, aber doch auch in den Augen der Schulleitung, der Mutter, der Behörden. An den Wochenenden und in den Ferien wohnte der Junge bei ihm.

Damals begann Tinus sein Theologiestudium, katholische Theologie, „ich liebe ja sowieso wie im Zölibat“, eine aus innerer Not geborene Idee, der trotzige Versuch, die in der Bibel so bedeutsame Liebe zu den Kindern herauszuarbeiten und darin eine Rechtfertigung der eigenen Liebe zu erkennen. Er war verzwe-

felt, weil er den Jungen begehrte und gleichzeitig seine schwulen Freunde besuchte, dass sie ihre und seine Homosexualität vor ihm geheim halten sollten. „Ich wollte nur sein Vater sein. Ich wollte, dass mein Junge ganz normal wird.“ Er hatte panische Angst, der Junge könnte sich nicht in eine Frau, sondern in einen anderen Mann verlieben.

Da hast du deinen „Sozialarbeiter“! Als der Junge fünfzehn Jahre alt war, fragte er seinen „Vater“, so erzählt es Tinus, ob er vielleicht schwul sei. Tinus redete sich verlegen raus. „Wie schade!“, habe der Junge gesagt. „Ich weiß, dass ich schwul bin, und ich dachte, du könntest mir zeigen, wie das geht.“

„Er hat mich verführt! Ich konnte nichts dagegen machen! Ich selbst wollte es ja gar nicht!“ Mensch, merkst du denn nicht, wie verblendet das ist? Die typische Ausrede aller, die ein Vertrauensverhältnis missbrauchen.

Nach diesem Gespräch schloffen Tinus und der Junge zusammen. Sie wurden ein Liebespaar. Und es war gut, sagt Tinus. „Wir waren beide glücklich.“ Bis der Junge sich nach zwei Jahren neu verliebte und kühl und abweisend wurde. Depressiv und kurz davor, sich einfach umzubringen, schlug Tinus auf einer Schulenttagung vor, eine Arbeitsgruppe mit dem Titel „Mein Freund ist dreißig Jahre jünger als ich“ zu bilden. Und bekam die Auskunft, dass es schon eine Pädogruppe gebe und außerdem eine Selbsthilfegruppe. „Ich pädophil? Ein Monster, zugehörig dem sexuellen Lumpenproletariat, fähig zu gemeinsamer Schandtaten? Nein!“

Drei Monate brauchte er, um sich zu überwinden, Kontakt zu der Selbsthilfegruppe aufzunehmen. „Und das hat mir

mein Leben zurückgegeben! Zu sehen und zu sagen, wer ich eigentlich bin.“

Ich. Ich. Ich. Sag jetzt noch, dass der Junge ein psychisch gesunder Mensch und außerdem Professor geworden ist.

In Tinus' Augen ist er der Beweis dafür, dass eine Liebesgeschichte mit einer so „unmöglichen“ Konstellation auch gut ausgehen kann, dass es auch solche Kinder gibt, die Pädophile brauchen. Stolz erzählt er von der Computerspezialistenkarriere seines inzwischen 32-jährigen „Jungen“, dem die Kinderheimakten bestenfalls eine einfache Arbeit in einer beschützenden Werkstatt zugeartet hatten.

Nun heimste er kürzlich einen begehrten Branchenpreis ein, lebt seit Jahren mit einem gleichaltrigen Freund zusammen und zieht seinen ehemaligen „Vater“ immer noch damit auf, dass dieser seine Neigung so lange vor ihm verheimlicht hatte. „Wir hätten doch viel früher damit anfangen können“, habe er gesagt, „du hast mir zwei Jahre meiner Jugend geraubt, du Dummkopf!“

Ein schönes Märchen! Und was weiter? Soll dein Tinus jetzt als Vorkämpfer gelten für eine Gesellschaft, in der das Schutzalter für Kinder abgeschafft wird und ebenso das Verbot von sexuellen Beziehungen mit Abhängigen?

„Das Problem ist unlösbar, ich weiß“, sagt er. „Das war mein Junge und meine Geschichte. Ich erwarte nicht, dass die Gesellschaft Pädophilie akzeptiert. Aber ich erwarte, dass sie akzeptiert: Es handelt sich dabei um Menschen.“

CORNELIA KURTH, Jahrgang 1960, taz-mag-Autorin seit 1998, lebt in Rinteln

Verbotenes Begehren

Pädosexualität, so die wissenschaftliche Definition, liegt dann vor, wenn ein Erwachsener über einen längeren Zeitraum intensiv sexuell erregende Fantasien oder Aktivitäten hat, die auf Minderjährige gerichtet sind. Pädosexualität ist ein fast strikt männliches Begehren. Körperliche Gewalt kommt bei Pädosexuellen selten vor, häufiger nutzen sie ihre Vertrauensstellung zu Übergriffen aus.

Das Gesetz über Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung wurde zum 1. April 1998 geändert. Das Strafgesetzbuch (StGB) enthält seit her einige Vorschriften, die nach der Schwere der Tat abgestuft sind. Sexuelle Handlungen an Kindern unter vierzehn Jahren sieht das Gesetz generell als sexuellen Missbrauch an. Dieser kann mit bis zu fünf Jahren Freiheitsstrafe geahndet werden.

Grundsätzlich macht sich also ein Erwachsener auch durch einen Zungenkuss mit noch nicht mindestens vierzehnjährigen strafbar. Unverändert geblieben ist Paragraph 180 StGB, nach dem auf die Förderung sexueller Handlungen an Minderjährigen unter sechzehn Jahren bis zu drei Jahren Freiheitsstrafe oder Geldstrafe steht.

Für schweren sexuellen Missbrauch liegt der Strafrahmen zwischen einem Jahr und fünfzehn Jahren. Dazu zählen die Fälle, in denen der Täter mit einem Kind schläft oder die Gefahr schwerer körperlicher oder seelischer Schäden hervorruft.

Nach dem Reformgesetz ist der schwere sexuelle Kindesmissbrauch ein Verbrechen. Ein Strafverfahren kann also nicht – etwa gegen Geldbuße – eingestellt werden.

ANGELIKA FRIEDL